

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **15 (1935-1936)**

Heft 7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur- und Zeitfragen

Von den Rhonen zum Rhein. / Deutsch-französische Eindrücke.

De souléu en souléu e d'auro en auro.

(Von Sonne zu Sonne und von Wind zu Wind.)

Welche Gründe und Arbeiten uns in die Provence und die Camargue zwischen dem (auch im deutschen Oberwallis männlichen) „Rhon“ und dem „Petit Rhône“ und von dort stracks in die unbekannte Schweiz des Wistenlachs und des Elsgaus führten, kann unsere Leser nicht bekümmern. Dort aber erreichte uns, unter Berufung auf einen schweizerischen Gönner, die Einladung zu den Reichsfestspielen in Heidelberg, der wir nach kurzem Schwanken erlebensgierig folgten. Dem ungenannten Freund sei hier gedankt!

Ein aus dem Reich ausgewiesener Korrespondent soll in seinen Vorträgen über die „Registermark-Reisenden“ gespottet haben, die nach kurzem Aufenthalt vermeinten, über Deutschland günstig berichten zu können. (Bei schimpfenden Urteilen wird Kürze der Reise nie beanstandet; schaut ein Marxist von der Grischona nach Tuttlingen hinüber, glaubt er dort ein Konzentrationslager zu erblicken und darin den entstellten Leichnam jenes Jacob — wie gern wird seinen reichen Erfahrungen gelauscht!) Wir sind überzeugt, daß ein unbefangener, wissensgieriger Beobachter, der mit allen Sinnen Eindrücke aufnehmen will, in zwei Wochen mehr zu sehen vermag als ein Behrens in zwei Jahren widerwilliger Verbohrtheit. Wer sich gegen ein Bild abstumpfen will, braucht es nur in sein Wohnzimmer zu hängen; es ist eine psychologische Tatsache, daß er bald Einzelheiten übersehen und vergessen wird, die einem flüchtigen Besucher sofort in die Augen fallen. Der Nichtraucher holt Briefmarken nicht gern im Zigarettenladen, wo ihr Verkauf in Frankreich allgemein üblich ist. Eine geringfügige Beobachtung, gewiß! Aber sie läßt Schlüsse zu auf eine andere Lebensform und auf die Seltenheit der Poststellen; ungern vermisßt der Schweizer seine Post- und Bahnpaläste. Beobachtungsgabe und Aufnahme-fähigkeit sind keineswegs selbstverständlich; es gibt Leute, die von Lissabon nach Konstantinopel fahren, ohne Europa zu sehen. Wir kannten deutsche und französische Internierte, die während drei Jahren den Krieg mitgemacht hatten, aber weder im Westen noch Osten Neues erfuhren und in unserem Sinne nichts erlebten. Jene von vornherein — und daher natürlich auch a posteriori — deutschfeindlichen Kreise haben übrigens nie nach der Dauer eines Aufenthalts gefragt, als etwa Herriot Rußland besuchte und Laval in Moskau rasch sah, was er sehen sollte und wollte. Ach, man denkt oft geradezu an Tartarins zuvorkommenden Freund, den Prinzen von Montenegro, der von Tarascon auch nur eine Seite kannte. . . Vor der kloßigen Strafanstalt, dem weithin sichtbaren Wahrzeichen Tarascons, mußten wir an ihn denken. Freilich, auch die gewiß rege Erlebnisfähigkeit des Provençalen ist nicht unser Ideal. Jedenfalls möchten wir für unsere kurze Berichterstattung nicht Daudets Satz „premier voyage, premier mensonge“ als Leitspruch wählen. Oder sollte die Leserin gar an den Müller von Fontvieille denken, der seine Windmühle laufen läßt, obwohl er nichts mehr zu mahlen hat?

Wir müssen uns auf wenige Beobachtungen beschränken, wie sie im politisch-kulturellen Rahmen der Hefte liegen, so gern wir auch mehr von Landschaften, Ruinen, Pflanzen und Tieren erzählten. Allerdings reisen wir mit dem recht „totalitären“ Anspruch, Natur und Menschen als eine Einheit, etwas gegenseitig sich Bedingendes erkennen zu wollen. Würde eine provençalische Sprache, ein „südlisches“ Temperament sich je in Ostpreußen haben entwickeln können? Wäre ein

medlenburgischer Tartarin vorstellbar, ein Onkel Bräsig in Avignon? Gewiß besitzt das überaus beliebte provençalische Nationalepos „Mireio“ allgemein menschlichen Inhalt; aber viele Einzelzüge dieser einfach-tragischen Liebe zwischen Mireille und Vincent konnte nur Mistral, der vergötterte Sohn der Provence, finden und zu einem Charakterbild von Land und Leuten jener heißen Gegend verdichten, wo Ruinen alter Weltstädte neben der Steinwüste Crau und den Salzlämpfen der Camargue liegen. Es ist klar, daß das Klima viele Lebensformen und Sitten, die Bauweise der Häuser und Städte, die landwirtschaftliche Kultur tief beeinflusst. Vielleicht aber, wenn auch wissenschaftlich schwer nachweisbar, formt es allmählich auch die Menschen selbst und hilft mit, Völker zu schaffen und zu trennen. Es sei bloß an den raschen Verfall des alten Vandalen-Reichs in Nordafrika erinnert. Auch die germanischen Burgunden und Westgoten sind so schnell verschwunden; die Vermischung mit der keltisch-römischen Bevölkerung und ihr Aufgesaugtwerden durch diese wurde durch die südliche Sonne, heißen Sommer, regnerischen Winter, Anpassung an landesübliche Getränke und Lebensmittel gefördert. Ein Glück für die salischen Franken, daß sie in Nordfrankreich ein Klima und Lebensbedingungen fanden, die sich nicht tief von den ihnen gewohnten unterschieden. In neuer Zeit geben die Nordamerikaner das Beispiel einer Neubildung bestimmter nationaler Charaktereigentümlichkeiten, die zum Teil auf Kosten der hinübergebrachten englischen, deutschen usw. Eigenschaften erfolgte. Wir fürchten, daß naturgegebene, reale Dinge im Verlauf von Generationen auch Anschauungen, Gedanken, Gefühle zu beeinflussen und umzugestalten vermögen. Gerade die „nordische Rasse“ scheint — im Gegensatz zu Semiten und Mongolen — allzu leicht ihre Widerstandsfähigkeit zu verlieren. Seit zwei Jahrtausenden hat der Drang germanischer und keltischer Völker zum Mittelmeer Geschichte geschaffen, die wohl noch nicht zur endgültigen Ruhe gelangt ist. Zahllose Kriege wären vermieden worden, wenn deutsche Völker unbestritten das altersehnte Fenster aufs Mittelmeer besessen hätten. Wer zu ihrem völkischen, rasseerhaltenden Vorteil hätte solcher Besitz nicht gefrommt. Zähigkeit und Sauberkeit haben ihre Heimat in nördlichen Gegenden. Fast mit Wehmut begegnet man in der Provence noch dem Hirtennamen Mari oder im Museo Arlatan zu Arles der Cabelaburo d'or, d. h. dem goldblonden Haar einer wohl westgotischen Provençalin von 1471. (Ursprünglich galt es als Relique der Laura Petrarikas.) Beinahe seltsam erscheint es, daß hier im Süden der Provence, bei Nîmes z. B., protestantische Bevölkerung anzutreffen ist. Auf der Tour de Constance der wahrhaft herrlichen Stadtmauer von Vignes-Mortes wird das Andenken an eine hugenottische Glaubensheldin bewahrt. Mit Schaudern gedenkt man des einst von Rom und Paris gemeinsam geführten greuelvollen „Kreuzzugs“ gegen die Albigenser, ja gegen alles, was im Süden noch selbständig war. Die in „Mireio“ verherrlichte Wallfahrtskirche zu Les Saintes Maries de la Mer erscheint als gewaltiger Festungsturm — „architecture militaire-religieuse“ — gegen die Sarazenen und Piraten. Doch mochten diese Bollwerke oft eher gegen Feudalherren errichtet worden sein; man braucht ja auch bei den Bauban'schen Bauten in Solothurn nicht stets bloß an ferne Gegner zu denken. . . Anders mischen sich die Gegensätze in Avignon. Vom Rocher des Doms aus erblickt man tief unten die uralte, nur bis über die Mitte des Stroms führende und dann abbrechende Brücke St. Benezet, an die sich das naive Tanzliedchen heftet: Sur le Pont d'Avignon l'on y danse, tout le monde danse; Messieurs les Abbés font comme ça . . . man kann den Text im Papstpalast kaufen. Jenseits der Rhone aber erhebt sich in Felsen, phantastisch, Avignon-La Villeneuve, mit Ringmauern, Türmen, Trümmern, ein ganz mittelalterliches Landschaftsbild. Und doch welcher Gegensatz etwa zur Feste in Nürnberg oder zu Rothenburg oder Dinkelsbühl oder zu Murten und Avenches! Ist es nur der andere Himmel, die halb dürstige, halb fremdartige Pflanzenwelt, der ständig wehende Wind mit dem Namen des Dichters, der uns jenes andere Mittelalter so weltentfern erscheinen läßt?

Zeit und Raum versanken im Felsenstädtchen Les Baux, das wir über die verfallene Abtei Montmajour und die Mühle Daudets durch weite Öl- und Mandelbaumwälder erreichten. Dann wieder durch aromatisch duftende, vom Zirpen großer Canthariden erfüllte Tristen, von denen der Dichter meint: „Li ferigoulo meme an counserva l'oudour de vosti piado“ — Thymian habe den Parfüm der Schritte aufbewahrt, wo einst die von Troubadours besungenen edeln Frauen Blancheflur, Sibylle, Bauffette gingen. Dieses Baux — ein Wunder! Trotz afrikanischer Hitze ließen es sich unsere Töchter nicht nehmen, auf jeden Felsen und jede Ruine zu steigen. Nachdenklich standen wir vor dem Gefallenen-Denkmal, das eine furchtbar hohe Zahl toter Bauffencis nennt. Man kann sich des Gedankens kaum erwehren: Wofür hat dieses ferne Felsenstädtchen so furchtbar geblutet? Etwa für die Befreiung der Litauer oder eher für die Wiedergewinnung des Elsasses, dessen Volksleben verkümmert wie einst das provençalische? Es ist bei uns wenig bekannt, wie stark der föderalistische Drang nach Eigenleben auch in der Bretagne, in der Auvergne und hier im alten Aquitanien lebt (der Name erweckt uns liebe Erinnerungen an Walthar und Hildegund, auch an Magelone). Eine starke Bewegung arbeitet auf die Selbständigkeit der Languedoc, der „Occitanie“ hin. Die echten Provençalen sprechen von den Franzosen als Fremden: sie heißen Francions oder Franchimands. Und Mistral wagt im „Calendal“ auszurufen: „C'est toujours un grand malheur quand, par surprise, la civilisation doit céder le pas à la barbarie, et le triomphe des Franchimands retarda de deux siècles la marche du progrès.“ Man beachte, wer hier zur Abwechslung einmal barbarisch genannt wird. Das sind Zeichen dafür, daß nicht überall, wo Paris und Rom, Louvre und Vatikan siegten, das ursprüngliche Leben erloschen ist. — Wir traten auch in das dunkle, kühle Kirchlein, wo das Grabmal der Edeln von Manville, eine herrliche Tote aus Marmor, uns erschütterte. Von den Felsklippen aber schweift der Blick weit über die provençalische Ebene bis gegen den großen Etang du Vaccarès zwischen den Rhonemündungen. Fern im Nordosten liegt der Mont Ventour (auf den Karten und in landesfremden Büchern meist Ventoug geschrieben), den Petrarca um 1350 in einem allerfrühesten Ausflug modernen Naturgefühls bestieg. Doch auf dem Gipfel, vor herrlicher Aussicht in die Ferne, faßt ihn unbestimmte Sehnsucht und er will sich Trost und Rat im Bekenntnisbuch des Augustinus holen. Auf Geratewohl schlägt er eine Stelle auf und findet als Orakel: „Da gehen die Menschen hin, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Ströme, des Ozeans Weite und der Gestirne Bahnen — und verlieren dabei sich selbst.“ Erschreckt wandte sich Petrarca zum Abstieg. Wir aber suchen immer noch Berge und Meere und wahren, Sehnsucht zu verlieren und uns selbst zu finden. —

Welten berühren sich im alten Arles, einer hellenischen Kolonie. Von den Griechen freilich scheint nicht viel sich hinübergerettet zu haben. Die Steinwüste Crau hat ihren Namen vom griechischen Wort krauros, im erwähnten Museum sahen wir Bilder von Callimande und Perdigone, aber für die so oft in der Weltichtung gerühmten „schönen Arlesierinnen“ gilt wohl leider, was Mistral von seiner Mireio meint: nach ihrer Erschaffung hat die Natur die Form zerbrochen. . . Doch nein! wir vergessen die Dame aus Avignon, die in Saintes Maries das neugeborene Söhnchen Folco des Fürsten der Camargue aus der Taufe hob. Ein seltsam Schauspiel: die Patin in ihrer schmucken Arlesiertracht mit einem Gefolge von berittenen und mit dem Dreizack bewehrten Hüttern der Camargue-Stiere. Die berühmte Statue der Aphrodite oder Venus von Arles gelangte ins Louvre; nur Nachbildungen sind im Musée lapidaire zu sehen. Überwältigend aber wirkt noch heute die römische Arena, in der einst Christen von wilden Tieren zerrissen wurden und blutige Gladiatorenkämpfe stattfanden, ja auch Seeschlachten, bei denen die Hälfte der Besatzung extrant, schauspielshalber ertrinken mußte. Verwundete wurden von Sklavenscharen mit Netzen ins noch sichtbare Spoliarium geschleppt und dort unter dem Gelächter der edeln römischen Gesellschaft vollends getötet. Diese

Arena sah Blut und Orgien jeder Art, von der wirklich schon alten römischen „Kultur“ einem unterworfenen Volk aufgedrängt. Der in Jahrtausenden bewährten römischen Brutalität wird man tief bewußt, wenn man einige Schritte weitergeht und wenige Stufen hinabsteigt in eine ach! so andere, feinere, aber gerade deshalb nur in Trümmern erhalten gebliebene Welt, ins griechische Theater. Aber grasbewachsenem Grund, auf dem da und dort Kapitäle und Zierstücke verstreut sind, erheben sich einsam noch zwei korinthische Säulen. In dem edeln Rund schritten einst die tragischen Gestalten des Aeschylos und Sophokles. Verse der Antigone und Iphigenie erklangen hier, von nebenan vielleicht manchmal übertönt vom Todeschrei gequälter Opfer und dem Gelächter entarteter (oder vielmehr ihre Art und Klasse enthüllender) Zuschauer. In unserer Zeit wurden im Arelater antiken Theater Meisterwerke wie Orpheus, Alkestis, Aida, Lohengrin, Walküre aufgeführt, die römische Arena wird zu Stierkämpfen benutzt. Dort Kunst und Kultur, hier Chaos und Kino.

Vergessen wir nicht, daß Kaiser Konstantin einst schwankte, ob er Arelate oder Byzanz zur Hauptstadt seines Weltreichs wählen sollte. Die Weltgeschichte hätte einen andern Lauf genommen, wäre Arles bestimmt worden. Wohl kann man hier ins Träumen geraten. Doch wir werden aufgeschreckt. Welcher Strom von Leuten ergießt sich Nachts in die Arena! Sind diese finstern Männer und Frauen, die uns mißtrauisch mustern, Nachkommen jener Zirkusbesucher? Fordern sie panem et circenses? — Ein kommunistischer Abgeordneter spricht in der römischen Arena gegen Davals Spardekrete. Gerade in jenen Tagen fanden im nahen Kriegshafen Toulon die blutigen Unruhen statt. Truppen und Polizei waren gegen die meuchelmörderischen Angriffe fast machtlos, wie überall, wo nach den noch geltenden Humanitätsbegriffen wilde, giftige Tiere geschont werden, wenn sie in der menschenähnlichen Gestalt rasender Megären auftreten. Wir Schweizer sollten uns an das Marseiller Gefindel in Jakobiner-Mützen vom 10. August 1792 her erinnern. Die Auführer in Toulon schossen sogar auf Krankenwagen. La douce France — der heutige Hort aller auf Umsturz und Chaos hinarbeitenden Elemente — läßt sich unterwühlen, schwächen, entarten. Von längst überholten Phrasen benebelt, verschließen große Parteien ihre Augen vor der wachsenden Gefahr. Politischen Intriganten und ruhelosen Hezern aus aller Welt wird Asyl gewährt. Abschaum fremder Rassen häuft sich in den Städten. Selbstvertrauen, Treue zur Heimat werden untergraben; unlängst noch fühlte sich der Franzose als Sieger, doch jetzt horcht er besorgt auf zunehmendes Knistern im Gebälk, das auch durch Milliardenbauten von Festungen nicht mehr zu bannen ist. Aber er will nur die Gefahr von außen eingestehen. Mit wachsender Sorge sieht er den früheren Feind sich stärker als je erheben, geheilt von Zersplitterung, von mächtigem Willen geeint, der seelischen Zersetzung kaum mehr zugänglich. Und viele Franzosen beginnen zu fühlen, daß es mit dem erzwungenen Kriegsschuldparagraphen doch nicht ganz stimmen könne, daß Versailles den Bogen überspannt und sich selbst überlebt habe. Die Franzosen erkennen, daß Weltherrschaft und Bündnisse doch nicht von idealen Phrasen allein abhängen. Und ganz Frankreich setzt voraus, jeder Besiegte müsse stets — wie es selbst es tat — an Revanche denken. Das Mißtrauen wird zum Alpdruck. Statt in die dargebotene Hand einzuschlagen — das einzige Heil für Frankreich wie Europa! — schließt man sich krampfhaft an den bolschewistischen Staat an, der, selbst halbasiatisch, Hilfe gegen die Mongolen sucht; man verbündet sich mit dem Land, dessen brutaler Egoismus noch stets größer war als seine Treue.

In der Provence nehmen die Zersetzungserrscheinungen freilich auch harmlosere Formen an als in den Hafenstädten. Wohl fanden oft von Kommunisten angeregte Umzüge statt, an denen auch Beamte und sogar Soldaten teilnahmen. Seltsam berührte uns Nordländer der fröhliche Tanzschritt vieler uniformierter Mitläufer, die zum Klang der Clairons sich im Zug lustig um sich selbst drehten und hüpfen. Auf mitgeführten Fahnen war in gemütslicher Abänderung der sonst so sakrosankten

und bei uns von vielen bitter ernst genommenen „Menschenrechte“ proklamiert: *Gaité, liberté, solidarité!* Wir hatten oft den Eindruck, im Notfall würden sich die Provenzalen mit der *Gaité* begnügen. . . Viel eifriger als die Pariser und *Mar-seiller* Tagesblätter wurden von jedermann satirische Zeitungen gelesen, z. B. „*Le Canard enchainé*“. Herr Laval, Mussolini, der Völkerbund kommen darin nicht gut weg. Ein wahrer Segen für das französische Volk, daß sich Herr Laval so trefflich zu Karikaturen eignet; man darf nicht ausdenken, wie bössartig die Angriffe und Zeichnungen bei einem andern Kopf ausfallen müßten. Was da nicht Ironisches über die Heirat seiner Tochter stand! Über Genf könnte die deutsche „*Brennessel*“ nicht satirischer schreiben. Auch Hiebe gegen das Dritte Reich fehlen nicht, doch schienen die Witze uns besser und viel weniger giftig als etwa die vom schweizerischen Spießer belachten Ausfälle des sozusagen neutralen „*Rebelspalter*“.

Früher galt der Franzose als besonders höflich und freundlich. Hierin scheint seit dem Krieg unbedingt eine Wandlung eingetreten zu sein, die auch von französischen Beobachtern wiederholt festgestellt wird. Die typische und nächste Einstellung gegen alles Fremde ist heute zweifellos das Mißtrauen. Ganz im Gegensatz zum Deutschen lehnt der Franzose das ihm Fremde nicht bloß ab, er will es nicht einmal kennen lernen, es interessiert ihn nicht. Der Deutsche fragt Sie, ob Sie aus der Schweiz kämen und rühmt die Schönheit und altüberlieferte Freiheit unserer Heimat; der Franzose hört den fremden Akzent und wendet sich verlegen oder finster ab; seine geographischen Kenntnisse sind im allgemeinen höchst dürftig, aber er fühlt kein Bedürfnis zu fragen und sie zu äufnen. (In einer Forstrevue, nicht im *Canard*, lasen wir einmal allen Ernstes, die Lüneburger Heide sei bewohnt d'un peuple sauvage, nommé Heidschnuck“.) Wohl machen jetzt einige Zeitungen Anstrengungen, z. B. über Deutschland ernsthaft zu berichten. Ausgezeichnete Journalisten lernen es kennen, oft sogar bewundern; aber die ganz reine Wahrheit wollen die Lesermassen nie und nirgends vernehmen und wer wird sich, auf Kosten seiner Stellung, dem Strom entgegenstemmen? Als naiver Schweizer fragten wir uns schon, weshalb eigentlich nicht Herr Sauerwein oder Herr Vladimir d'Ormesson die Außenpolitik Frankreichs in die Hand nähme. . . ? Ihre Autorität wird häufiger zitiert als die der Regierenden. Wir wurden das Gefühl nie los, auch der bestimmende Teil jener Vernbegierde sei nur das Mißtrauen. Je schwächer sich Frankreich nach außen und innen zu fühlen beginnt, desto stärker zeigt sich dieses Mißtrauen. Vorhanden war es schon früher und es scheint unbelehrbar zu bleiben, bis vielleicht eine neue furchtbare Enttäuschung Frankreich seine wahren Erzfeinde zeigt. Vorläufig aber kann Deutschland lange auf Elsaß-Lothringen verzichtet haben, Neurom könnte Korsika, Nizza, Savoyen begehren — der Durchschnitzzranzose würde trotzdem bösen Willen nur beim Reich gewahren. In seinen Erinnerungen regt sich Poincaré darüber auf, daß die Deutschen bei der Beschließung Campignons den Schelmenstreich begangen hätten, das Haus des Präsidenten (sein eigenes also) zu treffen, während sie das Dorf „sozusagen absichtlich verschonten“. Mißtrauischen kann man es nie recht machen. Das Maultier des Papstes zu Avignon hat sieben Jahre lang gewartet, bis es seine Revanche nehmen und einen Fußtritt geben konnte — rachsüchtig und hinterhältig. Es war italienischer oder französischer Abkunft. Es gibt hartnäckige Voreingenommenheiten, wahre Mythen, und es geht hinüber und herüber mit falschen Vorurteilen. Früher war es ortsüblich, daß ein Bayer vielleicht „g'selchte Sau“ sagte, wo ein Franzose noch mit „*Monsieur*“ auskam. Im Grunde meinten aber beide das Gleiche und heute wird in Frankreich weitgehend sogar auf die lebenswürdige Form verzichtet. Andererseits galten die Franzosen als muntere Schwäger — in Wirklichkeit sind die Deutschen viel mitteilbarer, lärmiger und geradezu weniger ernst, dazu Verschwender und Maßlose. Sollte etwa auch die vielgerühmte „deutsche Frauentreue“ oft bloß Kälte und Trägheit sein? Keinesfalls verdient die Französin verallgemeinernde Vorwürfe. Übrigens sagt vielleicht eine besonders hübsche „*Pariserin*“ zu Ihnen „Was

heiter weuwwe?" In der romanischen Schweiz ist es sogar die Regel, Deutschschweizerinnen zu begegnen. Wir werden uns hier einmal mit der besonders von Professor Lombard und der „Gazette de Lausanne“ oft berührten Germanisierung und Sprachverderbnis ernstlich befassen müssen. Letztere ist aber gegenseitig; man darf auch nicht voraussetzen, die Welschschweizer würden ohne den freilich in bestimmten Gesellschaftsschichten überwuchernden deutschschweizerischen Zufluß die Korrektheit Boileaus besitzen. Eine Verelfässerung der Schweiz ist fast unvermeidbar. In einzelnen Kantonen ist sie in vollem Gang. —

Zu den hartnäckigsten Mythen aber gehört der Dünkel aller Lateiner auf ihre „Zivilisation“ und die Verachtung der „Barbaren“. Da wird man sich nie verstehen können, denn offenbar begreifen romanische Völker unter „barbarisch“ etwas ganz anderes als wir. Wir glauben z. B., gewissenhafte Beobachtung aller Vorschriften des Roten Kreuzes, sauberste Organisation der Lazarette, beste Pflege von Verwundeten jeden Volkes, kameradschaftliche Behandlung der Kriegsgefangenen — dies alles sei der Gegensatz von barbarisch. Offenbar täuschen wir uns. Denn „zivilisiert“ gelten vielmehr jene, die den unglücklichen Fremden in schmutzige Verließe stoßen und ihn als persönlichen Todfeind behandeln. Wir hörten oben den Nachhall der Schüsse, die jetzt in Toulon auf Ambulanzen abgefeuert wurden! Ein französischer General schrieb in seinem Werk über den Krieg von 1870/71, ohne die deutsche Sanität wären die meisten französischen Verwundeten verloren gewesen. Maupassant empört sich ironisch und bitter gegen seine Landsleute, die oft unmenschlich handeln und zugleich andere barbarisch heißen. Aber der Mythos jener Worte scheint für alle Zeiten festgelegt; auch bei uns zählt solche Sprechweise Anhänger genug; in der welschen Schweiz sind ihr auch Gebildete verfallen. Worte — wenn sich hart im Raume die Sachen stoßen! Gibt es streitsüchtigere Menschen als bestimmte Friedensapostel? Gehässigere Feinde als gewisse von Humanitätsidealen überfließende Vögel? Verbohrttere Eigenbrötler als die Internationalen?

Wer aus der hoch-, vielleicht zu hochkultivierten, anspruchsvollen Schweiz oder auch aus Deutschland in Mittelmeergebiete reist, ist oft über Primitivität, Unsauberkeit, Unordnung betroffen. Immer wieder begegnet man Lebensbedingungen, die uns fast unerträglich scheinen. Auch die Volksbildung, etwa in italienischen Dörfern, entspricht nicht den hochtrabenden Reden von mehrtausendjähriger Kultur — es sei denn, man schätze ein Volk höher, wenn es heute zwar viele Analphabeten zählt, einst aber, als nördlich der Alpen das Schreiben noch nicht bekannt war, schon vereinzelt Schriftkundige besaß. Dem Nordländer fällt auch auf, wie selten und bescheiden in südlichen Gegenden die Poststellen sind, wie unbekümmert oft die Hygiene, wie geschmacklos da und dort die nächste Umgebung berühmter Kirchen und Denkmäler. Aber wir täuschen uns wohl; was uns sehr unbefriedigend scheint, uns befremdet, ja abstößt, ist gerade die „manière supérieure des Latins de vivre, d'organiser et de gouverner“. Uns fehlt schlechterdings das Auge Tartarins und noch eine weitere Eigentümlichkeit des Südländers ist uns fremd: nach Daudet spricht freilich der Romane nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt immer, sie zu sagen. Wir schlagen z. B. im „Petit Marseillais“ vom 7. August einen Aufsatz über das soeben (bei Payot) erschienene Buch „Théodoric“ von Marcel Brion auf. Da wird der große Ostgote, unser Dietrich von Bern, geradezu als Vorläufer Hitlers geschildert. In Theodorichs Kopf spukten nämlich die gleichen alten Träume „wie im Schädel anderer, uns näherer und sogar zeitgenössischer Barbaren“. „Die unparteiische (natürlich!) Betrachtung zeigt, wie sehr unsere Romaniisten gegen die Germaniisten Recht hatten, wenn sie mit dem großen Fustel nachwiesen, wie weit entfernt diese Barbaren davon waren, eine Zivilisation mitzubringen, die sie ja gar nicht besaßen; vielmehr nahmen sie den Lateinern ihre überlegene Art zu leben, zu organisieren und zu regieren.“ „Avec les fortes prétentions d'Hitler au sujet de la race aryenne, cette vieille controverse prend aujourd'hui une nouvelle importance.“ —

Statt eines (zweifellos überlegenen) Stierkampfes erlebten wir also nur den „Argög“ in Heidelberg, dem alten, feinen. O, hätten wir doch allen Gebildeten von Arles und Avignon diesen Eindruck verschaffen können! Es sollte, sollte möglich sein, daß alle Widerstrebenden zugeständen: Ja, das haben wir freilich nicht! — Höchste Dichtung, gewaltig zum Erklingen gebracht in alten, schönen deutschen Städten, sollte wohl die Augen öffnen für wahre deutsche Kultur. Bayreuth, das Unvergleichliche; aber auch festliche Spiele in München, Nürnberg, Heidelberg, Frankfurt — und der Nachtigallen sind noch viele.

Die Heidelberger Reichsfestspiele fanden unter der Schirmherrschaft von Reichsminister Dr. Goebbels statt. Wir glaubten, Ausländer müßten sich auf parteipolitische Eingriffe in die Dramen und auf eine nationalsozialistische Apotheose gefaßt machen. Unsern französischen und welschen Freunden, die wir zur Mitfahrt begeistern wollten, meinten wir sagen zu müssen, daß nach der letzten Aufführung wohl Propaganda für das Neue Reich zu erwarten sei. . . Nichts derartiges geschah. Wir haben uns in Heidelberg gerade so frei und zwanglos bewegt wie in Tarascon und Porrentruy. Nirgends war etwas ad usum Delphini geändert. Mit dem ergreifenden Eindruck vom Sterben des Ritters mit der eisernen Hand schlossen die Reichsfestspiele, am 18. August gegen Mitternacht. Im weiten, herrlichen Schloßhof erlosch ein Lichtlein nach dem andern, verlor sich der letzte leise Ton der Musik; beim letzten Hauch des Helden umschließt tiefe Nacht die Gruppe seiner Getreuen, der trauernden Elisabeth und Marie und des wackern Leerse. „Freiheit! Freiheit!“ — „Nur droben, droben bei dir.“ — „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!“ — Minutenlang dauerte Finsternis und Stille. Ergrißen, leise, aber stolz auf das Miterlebte verließ dann die Menge das Schloß und stieg zur schon träumenden Stadt hinunter.

Adelheid und Weisklingen freilich waren in den Hintergrund getreten. Das Dritte Reich hat kaum mehr Zeit für Liebesspiele und schwankende Männer. Herausgearbeitet waren durch die Inszenierung vor allem die sonst selten gesehenen Auftritte aus dem Bauernkrieg. Erschütternd flehte die Gräfin Helfenstein vor den aufrührerischen Bauern um das Leben ihres Mannes; wild jagten Rosse durch die Nacht, und der Brand Miltenbergs mahnte geradezu an die Zerstörung Heidelbergs. Gewaltig loderten die Flammen hinter dem Schloß empor, begleitet von Geschützdonner, ein furchtbarer Feuerzauber. Die Heidelberger von heute können wahrlich den Franzosen Ludwigs XIV. und Mélaç dankbar sein, ihnen eine so wundervolle Ruine verschafft zu haben. —

Zurückhaltende, aber ausdrucksvolle Musik vertiefte den Eindruck vieler Szenen; sie begleitete zart die lyrischen Stellen, hob die Pracht des Augsburger Reichstages, verstärkte das Grausige des Femrichterauftritts. Sonderbar, seit dem Krieg bemühten sich alle offenen und versteckten Wagner- und Deutschenhasser, den Untergang des Gesamtkunstwerks und damit den sogenannten Irrtum Wagners immer wieder festzustellen. Im Reich sind gottlob die kulturbolschewistischen Kritiker verstummt oder sie haben sich wohl, wie ihre früheren Leibblätter, zu andern Überzeugungen durchgerungen. Bei uns und überall, wo Emigranten wirken, will man noch nicht sehen, daß die gesamte neue Inszenierungskunst großer Festspiele heute gar nichts anderes anstrebt als eben das verpönte Gesamtkunstwerk. Wir stehen vor einer Bayreuthisierung der Schauspielkunst. Ihr entzieht sich kein Werk mehr, das nicht bloß zerstreuen, sondern zu ernster Sammlung leiten will, ob nun in Einsiedeln Calderons „Welttheater“ oder in Vichy der „Ring“ aufgeführt wird. Aber es gehört zur internationalen Heße gegen Deutschland, von solchen Eindrücken und Einflüssen zu schweigen. Umso einseitiger wird Salzburg hervorgehoben. Nun verdienen es ja dessen Festspiele gewiß, daß sie gewürdigt werden; aber es muß auffallen, daß schweizerische Zeitungen, die 1934 Bayreuth gar nicht erwähnten, nun drei, vier Berichte über die österreichische Stadt bringen und nicht müde werden,

selbst in politischen Aufsätzen die Salzburger Feste zu rühmen. Neben ihren unbestreitbaren künstlerischen Leistungen haben sie eben den ausschlaggebenden Vorzug, nicht in Deutschland stattzufinden. Sie zu loben, ermöglicht unauffällige, versteckt-bösartige Werbung gegen Bayreuth, München, Heidelberg usw., wo sich die unabhängige „österreichische Seele“ — sie ist zu einem verhätscheltesten Fündlein der kosmopolitischen Presse geworden, — nicht wohl fühlen würde. Jede Trikolore ist recht, einzig das Hakenkreuz macht farbenblind.

Uns sind vorläufig die Werke und ihre Aufführung noch das Wichtigste. Vom künstlerischen Standpunkt aus werden auch wir etwa „Tristan und Isolde“ in Salzburg den Vorzug vor dem Thingspiel „Der Weg ins Reich“ von Kurt Heynicke geben. Aber wir versuchen es als Schweizer zu verstehen, daß das bei uns leider noch nicht bekannte Gemeinschaftserleben aller Volksgenossen neuen Ausdruck sucht. Und beim Aufstieg vom Neckar durch Eichen- und Edelkastanienwald auf den Heiligen Berg mit seiner Fernsicht auf Pfalz und Rhein und zu den Domen von Worms und Speyer, auf dieser zugleich ehrwürdig, uralt-einfach und wuchtig wirkenden Thingsstätte, in dieser alle Schichten des deutschen Volkes umfassenden aufnahmebereiten, unblasierten, sehnsüchtig-vertrauenden Zuhöreremasse — Einheitsplatz 30 Pfennige — erfahren wir, daß es noch etwas anderes, vielleicht sogar Tieferes und Edleres, heute wohl Notwendigeres gibt als die ästhetische Wirkung. Heil den Völkern, die Dichter besitzen — von Aeschylus zu Wagner — deren Tragödien höchsten künstlerischen, völkischen wie rein menschlichen Wert vereinigen!

Eine Völkerwanderung zog zum Thingspiel: Arbeiter, Beamte, junge Mädchen, alte Frauen. S. S. und S. U. waren diesmal wenig zahlreich. Uns freuten die vielen singenden Soldaten, und wir verglichen sie gern mit den eben erst in Frankreich beobachteten. Die Zuaven, Fremdenlegionäre und Alpins hatten uns einen guten Eindruck gemacht. Aber es gab Einzelheiten, die militärisch bei uns — und sicher in Deutschland — nicht geduldet würden. In Valence fuhren viele Alpins dem Süden zu, offenbar in Urlaub (Samstag nachmittags); ihre Schuhe und Gamaschen waren mit mindestens achttägigem Schmutz verkrustet. In Avignon zog eine Kompagnie Infanteristen zur Morgenübung aus, mit fröhlichem Clairongeschmetter und reizendem Emporwerfen der roten Trompetenschnüre; ein Soldat tritt aus, hinter ein an der Straße stehendes Auto, wo er in ungenierter Beschäftigung verweilt, obwohl er soeben aus der Kaserne ausgerückt war; keinem der Schließenden fällt er auf; er schaut sich dann um und, als er seine Kompagnie schon zweihundert Meter entfernt sieht, geht er in die Wirtschaft beim Auto und verschwindet. — Wir verallgemeinern keineswegs, leiten aber für uns selbst die Mahnung ab, daß das Kleid des Vaterlandes zum Zusammennehmen in jedem Augenblick verpflichtet. — Weshalb wohl vertraut man den französischen Soldaten während ihres Ausganges kein Seitengewehr an? Warum müssen gerade im demokratischen Frankreich die Offiziere sich durch ihre Uniform derart völlig von der Mannschaft abheben? Oft, z. B. in Grenoble, schienen die Soldaten verdrossen und mürrisch. Wer sie mit den fast immer frischen, fröhlichen, sauberen deutschen Soldaten vergliche und nichts vom bisher letzten Krieg ahnte, würde Sieger und Besiegte von 1918 verwechseln. Sehr gefallen hat uns Sonntags das muntere, harmlose Treiben der jungen Reichswehrleute. Wohl zu dreißig drängten sie sich in einem kleinen Laden, wo zwei hübsche Mädchen Karten und Andenken verkauften. (Beiläufig: auch Geschmacklosigkeiten sind international. Hier gab es Bierhumpen — immer noch! — aus denen beim Heben ein sentimentales Studentenlied ertönt. „Echt deutsch“ höre ich meine französischen Freunde spotten. Nun, in Daudets Mühle kann man Platten mit der „Chèvre de Monsieur Seguin“ kaufen.) Das Handeln verlief lustig, aber nie laut; leider glaube ich nicht, daß es im gleichen Fall schweizerischen Soldaten möglich gewesen wäre, blöde Zweideutigkeiten und Zoten zu unterlassen. Ich bin als Francis- und Mark-Reisender überzeugt, daß ausgerechnet die Soldaten mit

dem schlechtesten Ruf, nämlich die deutschen Barbaren, ordentlicher und zuverlässiger sind als die italienischen, französischen und, last not least, die schweizerischen. So kommen wir auf einen alten Lieblingsgedanken zurück: wie wäre es, nicht bloß Zeitungen, sondern Völker auszutauschen, damit sie sich kennen und achten lernen? Es wäre so einfach, etwa im Genfer- und Simplon-Schnellzug, der 7.51 Uhr in Delsberg eintrifft, die Wagen zu vertauschen; die vorderen erreichen 14.15 Uhr Paris, die hintern zur gleichen Zeit Frankfurt a. M. Wie werden die Insassen große Augen öffnen! Nicht die geringste bahntechnische Schwierigkeit!

Wie in Frankreich marxistische, so erkannten wir in Deutschland diesmal Widerstände von katholischer Seite aus. Tragischerweise ist eine Lösung und Befriedung hier schwer, trotz guten Willens von beiden Seiten. Einerseits mußte der nationalsozialistische Staat naturnotwendig zu Totalitätsansprüchen kommen, die ja jede Weltanschauung, jede Philosophie, jede Religion immer erhob. Wer dies nicht versteht, möge sich einmal die tiefe Ironie nicht-totalitärer Urteile vorstellen, wie z. B. „fast Christ“, „sehr rein“, „beinahe unschuldig“. Andererseits weiß jeder Katholik, daß Reichsregierung und Vatikan stets aneinander vorbeireden müssen, wenn sie völlige Scheidung von Konfession und Politik fordern und zugestehen. Jeder Solothurner und St. Galler weiß bei uns, daß es diese Trennung gar nicht geben kann; vor jeder Wahl, vor jeder Beichte wird die Unvereinbarkeit klar werden, ausübender Römischkatholik und zugleich Freisinniger sein zu können. Dies ist heute, streng genommen, unmöglich, wenn man auch des Friedens wegen auf beiden Seiten gewöhnlich schweigt. Diskussion wäre aussichtslos. Kompromisse sind möglich, aber keine Brücken. Unsere Schweizer Parteifreisinnigen wissen das gelegentlich recht gut, solange es sich nicht um Deutschland handelt. So bringt z. B. die „N. Z. Z.“ am 17. September eine Korrespondenz aus unserm uralt demokratischen Freiburg — im Uechtland — die so schließt: „Es ist leider so, daß man nicht Zugeständnisse machen kann, bis die katholisch-konservativen Theoretiker und geistlichen Führer befriedigt sind; denn Klerus und Kirche geben sich erst zufrieden, wenn die Gegner und Andersgesinnten gebodigt sind und Volk und Staat ausschließlich unter klerikaler, katholischer Führung und Kontrolle stehen.“ . . . Sollte Hitler von der „N. Z. Z.“ inspiriert sein? Dann dürfte er deren Verbot endlich aufheben lassen.

Raum und Zeit verbieten das Eintreten auf weitere beobachtete Mißstimmungen auf individualistischer und intellektueller Seite. Immerhin scheinen uns die hier lezt hin veröffentlichten Ausführungen von Dr. Gundalena Wille zu pessimistisch. Die Aufgabe, die sich die Führung des neuen Reiches gestellt hat, ist so gewaltig, daß wir viele Unvollkommenheiten, Härten und Schönheitsfehler, auch schwere Rückschläge und Enttäuschungen milde betrachten dürfen. Jedenfalls wollen wir den Balken in unsern Augen nicht vergessen. Mit der heutigen deutschen Umwälzung verglichen, erscheint die Große französische Revolution fast eine mehr äußerliche Episode: sie befreite einen entrechteten Stand, nahm Besitzesverschiebungen vor, tötete eine Königsfamilie, kämpfte gegen Adel und Geistlichkeit, überzog Europa mit Krieg . . . die deutsche Bewegung aber will innerste Wandlung der Seelen, eine Umkehr des Willens, Absage an bequeme und sinnliche Neigungen — Befreiung von sich selbst. Und in diesem Brennpunkt würde sich, ideale Führung und Gefolgschaft stets vorausgesetzt, die Anknüpfung an die besten geistigen Überlieferungen deutscher Dichter, Denker und Künstler fast von selbst ergeben und diese Seltenen würden endlich ein gleichgestimmtes Volk hinter sich fühlen. Eine Riesenaufgabe — manche Führer werden an ihr wachsen, viele von ihr zermalmt. Aber so Großes zu ahnen und zu wollen, ist schon viel.

Vor wenigen Jahren mußte Deutschland in tiefem Pessimismus seine innere und äußere Lage sehen. Bahreuthisch ausgedrückt, hätte es nur noch an Wotan, Tristan und Verneinung des Willens denken dürfen. Hitler ist Bahreuther — auch

Barthou war es. Dieser ist kaum in den Willen und Wahn Wagners und Gobineaus eingedrungen; ihm genügte der ästhetische Genuß und das Sammeln von Wagner-Handschriften. Wir glauben, daß der andere Wotan erlebt hat und weiterstreitet zum Lenken des Wahns im Sinne Hans Sachsens.

Man rühmt an den Schweizern, sie seien trocken und nüchtern. Bleiben wir also bei der nackten Wirklichkeit. Aber auch bei solcher Einstellung sind wir in aller Neutralität dem Reich zum mindesten dafür dankbar, daß es den internationalen Marxismus überwunden hat. Wir sind tief überzeugt, daß ohne dieses starke Bollwerk heute ganz Europa (Italien inbegriffen) rascher Bolschewisierung und vollem Chaos entgegengriebe. Möchte dies auch Frankreich endlich einsehen, jenen mißtrauen, denen Mißtrauen gebührt und vielleicht einmal mit Deutschland, jedenfalls nicht gegen es, sich den Unwettern entgegenstemmen wie die kleinen Stiere seiner Camargue: *Vira la bano au gisèle = tourner la corne au vent.*

Karl Alfons Meyer.

Greuelnachrichten.

Die politische Giftsaat blüht wieder einmal herrlich und trägt oft einzigartige Früchte. Seit einiger Zeit ist es vor allem das Gebiet unserer Beziehungen zu Deutschland, auf dem dieser giftige Weizen besonders blüht. Es ist leider kein Märchen der Göbbels'schen Propagandamaschinerie, sondern bittere Tatsache, daß in der Schweiz oft „Greuelnachrichten“ verbreitet werden. Bei der allgemein gespannten Einstellung gegenüber dem Dritten Reich und seinen Organen in der Schweiz scheint besonders seit dem Fall Jacob-Salomon die Empfänglichkeit unserer und auch ausländischer Zeitungen für Greuelnachrichten gewachsen zu sein. Drei Muster aus letzter Zeit sollen dies belegen.

* * *

Kleines Volk von Rühern.

(Eingef.) Das Pariser Journal schreibt am 27. März 1935: Die deutsche Post bringt der Baslerbehörde regelmäßig Briefe aus Deutschland mit ganz gemeinen Beleidigungen. Hier ein Muster:

Häßliches Volk von Rühern, begnüge dich doch endlich damit, dein Vieh zu hüten und guter Laai in den Schweizerhotels zu sein. Aber mische dich nicht in die Angelegenheiten des großen deutschen Volkes. Unser Gott, der Führer, hat uns befohlen, den gemeinen kleinen Juden Jacob Salomon in eine bessere Zeit zu senden, und wir fühlen uns sehr geehrt, des Führers Wunsch zu erfüllen. Aber wenn ihr (die Schweizer) fortfahrt, zu kreischen wie Hühner, so werden wir euch einige Soldaten auf den Hals schicken, damit sie euch züchtigen.

Man darf solche Entgleisungen selbstverständlich nicht dem deutschen Volk zur Last legen. Aber die Mentalität, die aus ihnen spricht, ist bezeichnend und die heute herrschende Schicht im Dritten Reich ist nicht ganz unverantwortlich für sie.

Diese Meldung erschien in Nr. 90 des „Bündner Tagblatt“ vom 16. April 1935. Bei der angegebenen „Baslerbehörde“ kann es sich nur um die Staatsanwaltschaft Basel-Stadt handeln, die die Untersuchung in dem Entführungsfall Jacob führte. Auf Anfrage erteilte diese Behörde aber die Auskunft, daß die Meldung des Pariser Journal „keineswegs den Tatsachen entspricht. Die Basler Staatsanwaltschaft hat bis heute kein einziges derartiges Schreiben erhalten“ (14. Mai 1935).

* * *

Die richtige Antwort.

(Eing.) Stand vergangene Woche auf dem Postplatz in Chur ein deutsches Automobil, das von einem Arbeiter betrachtet wurde. Dem Auto entstieg ein deutscher Herr und bemerkte zu dem Manne: „In einem Jahr gehört die Schweiz zu Deutschland.“ Ein kräftiger Faustschlag ins Gesicht dieses Frechlings, daß er zu Boden taumelte, und die Bemerkung: „Da hast du vorläufig ein Stück davon!“ war die träge Antwort dieses Arbeiters auf die unverschämte Herausforderung. Bravo!!

Auch diese Nachricht stammt aus dem „Bündner Tagblatt“, Nr. 97 vom 26. April 1935. Der „Nebelspalter“ hätte sie vielleicht eingereiht in sein „Altersasyl für Witze“. Denn es handelt sich hier um einen typischen Wanderwitz, wie solche von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen unter Anpassung der Begleitumstände an die aktuelle Situation. Während der Kriegszeit erzählte man sich diesen Witz von einem internierten preußischen Offizier, der großmaulig erklärt haben soll: „In einem Jahr werden diese Berge unser sein!“, worauf ihm ein biederer Appenzeller mit der Maulschelle erwiderte, da habe er vorläufig den Gäbris. Nun hat man diesen alten Witz einfach zeitgemäß frisiert und serviert ihn als neueste Tatsache. Andere Zeitungen haben die Nachricht begierig abgedruckt, verändert und ergänzt. „Nächstes Jahr gehört das alles Hitler!“, soll der Deutsche gesagt haben. Aus dem Faustschlag wurden schon zwei faustige Ohrfeigen. Und schließlich wurde noch berichtet, der Deutsche und der Schweizer seien dann zum Kreispräsidenten gegangen, der aber erklärt haben soll, daß hier nichts zu machen sei und die beiden ohne weiteres entließ. (So z. B. Neue Aargauer Zeitung, Nr. 102, 3. Mai 1935.) Auf Anfrage teilte das Kreisamt Chur mit: „Der Kreispräsident von Chur hat sich mit dieser Sache nicht im geringsten befaßt. Beim Kreisamt Chur sind in dieser Sache überhaupt gar keine Anzeigen eingetroffen.“

* * *

Paris, 11. Mai. ag. — Havas. — Der „Matin“ veröffentlicht folgende Meldung aus Basel, die ihm, wie er berichtet, vom Basler Hilfskomitee für deutsche Flüchtlinge zugestellt worden ist:

Eine Gruppe von 17 antinationalsozialistischen und katholischen Ausflüglern, die in einem Autocar die Gegend von Salzburg bereiste, ist verschwunden. Der Ausflug war unter der Leitung des Basler Hilfskomitees von dem ehemaligen jüdischen Journalisten Gotthelf Levh aus Hamburg organisiert worden, von dem man nicht wußte, daß er ein Agent der Geheimen deutschen Staatspolizei ist.

Der Chauffeur hat gestanden, daß die Entführung der Ausflügler an der bayerischen Grenze vorbereitet gewesen sei.

Der „Matin“ fügt dieser Meldung bei, daß er sie unter den ausdrücklichsten Vorbehalten wiedergebe, da es angesichts der späten Nachtstunde unmöglich gewesen sei, eine Bestätigung derselben zu erhalten.

Paris, 12. Mai. ag. Die Agentur Havas meldet aus Wien:

„Von zuständiger Seite wird mitgeteilt, daß an keinem Punkte der deutschen Grenze und auch nicht auf dem Gebiet Oberösterreich und der Provinz Salzburg ein von deutschen Emigranten besetzter Autocar aus der Schweiz, der angeblich in Gefahr gestanden habe, nach Bayern entführt zu werden, bemerkt worden sei. Die Grenzkontrolle in diesen beiden Provinzen sei, nachdem die Gerüchte über diesen Autocar bekannt geworden waren, verstärkt worden. Man ist immer mehr überzeugt, daß es sich um eine Mystifikation handelt.“

Beide Meldungen sind aus dem Dienst der Schweizerischen Depeschagentur wiedergegeben. Eine Aufklärung hat diese Mystifikation leider nie erfahren. Von irgend einem Basler Hilfskomitee für Emigranten ist in Basler Kreisen nichts bekannt.

* * *

Es handelt sich zweifellos bei allen drei Nachrichten um typische Exemplare der Gattung „Zeitungsenten“, und zwar der Art „bewußte Greuelnachrichten“. Die Nachrichten stammen von Leuten, die bewußt und berechnend daran arbeiten, die sonst schon schlechte Stimmung in der Schweiz und in andern Staaten gegen das Dritte Reich noch zu steigern und die Spannung zu vergrößern. Da in der ersten und dritten Nachricht Basel genannt wird, ist es möglich, daß in diesem Brennpunkt internationaler Spionage und Agententätigkeit eine Greuelnachrichtenfabrik besteht. Man ist auf den ersten Blick geneigt, die Verfasser solcher Greuelmeldungen in marxistischen Kreisen zu suchen. Vermutlich dürfte dieser Verdacht auch stimmen. Immerhin ist auch eine andere Möglichkeit in Betracht zu ziehen: die Tätigkeit nationalsozialistischer agents provocateurs. Diese Möglichkeit stützt sich auf die merkwürdige Tätigkeit, die ein gewisser Dr. Josef Thobe lange Zeit in der Schweiz ausübte. Dieser Thobe besuchte bürgerliche und marxistische Redaktionen, gab sich als deutscher Emigrant aus und suchte antinationalsozialistische Artikel an den Mann zu bringen. Es konnte festgestellt werden, daß Zeitungen, die solche Artikel von Thobe brachten, einige Tage später im Reiche verboten wurden. Trotzdem war Thobe wiederholt unbehelligt in Deutschland und konnte die Grenze überschreiten, wann er wollte. Man vermutet daher, daß er im Dienste der Gestapo steht und die Aufgabe hatte, die schweizerischen Zeitungen nicht nur auszuspionieren, sondern auch direkt antinationalsozialistischer Haltung zu überführen. Seine Duldung durch die deutschen Behörden ist umso auffälliger, als er schwer vorbestraft ist. Schweizerische Behörden haben ihm nun das Handwerk gelegt durch Verfügung der Grenzsperrre. Wenn man die Tätigkeit dieses Thobe berücksichtigt, scheint es nicht ausgeschlossen, daß auch Greuelnachrichten von solchen Agenten fabriziert werden, um die Empfänglichkeit der Redaktionen zu prüfen. — Ob nun diese Greuelnachrichten von Rot oder Braun fabriziert werden: sie sind eine höchst unerwünschte Erscheinung und gebieten größte Wachsamkeit und schärfstes Mißtrauen gegenüber allen derartigen Nachrichten. Der tatsächlichen Konfliktsfälle mit Deutschland sind schon mehr als genug. Es ist nicht nötig, daß noch erfundene hinzukommen. EYB.

Bücher Rundschau

Autonomie des Geistes in der Wirtschaft.

Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen.

Diese umfangreiche Abhandlung, welche dankenswerter Weise hier in einem billigen Sonderdruck geboten wird, erregte bei ihrem ersten Erscheinen im „Archiv für Sozialwissenschaft“ großes Aufsehen. Die ersten Größen der damaligen deutschen Geschichts- und Sozialwissenschaft, Nachfahl, Sombart, Brentano, nahmen ausführlich in einer Polemik, die sich jahrelang hinzog, zu Webers Ergebnissen Stellung und zwar meist in negativem Sinne. Mochten aber vielleicht in einigen Einzelheiten vorschnelle Verallgemeinerungen enthalten sein, so setzte sich der Grund-